

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Schicksale.

Roman von Heinrich Kornfeld.

(Nachdruck verboten.)

(Amerikanisches Copyright by Carl Duncker 1914.)

(Fortsetzung.)

Sie hatte sich währenddessen niedergelassen und auf eine stumme Handbewegung hin nahm auch der Bayer Platz.

Und nun verhandelten sie beide über das Thema — so eifrig, als gäbe es keine wichtigeren Dinge auf der Welt.

Natürlich — der Doktor Darragon dürfte sich solange als Gast auf St. Chamant betrachten, als es ihm beliebte; und vor allen Dingen — als Seine Erzelenz, der kommandierende General, es für erprießlich hielt.

Von der intimen Szene, die sich zwischen Alphonse de Marsillargues und Marguerite Barrel an der Rasenbank abgespielt, davon erfuhr die Schlossherrin nichts.

Der Rittmeister Brünnow war schon drauf und dran gewesen, ihr auch darüber Bericht zu erstatten — aber in der letzten Sekunde bekam er die Zähne nicht auseinander. Warum eigentlich nicht, das begriff er selber nur unklar. Doch er hatte nun mal die fatale Empfindung, als käme solch ein Rapport schließlich und endlich einer Denunziation gleich.

Schließlich — er konnte nicht wissen, wie die Marquise über ihren Vetter dachte und ob es da nicht Kombinationen gab, die ein derartiger Bericht für immer und allezeit zerstörte.

Und wenn der Oberhard Brünnow sich auch diesen Herrn de Marsillargues ums Berreden nicht an der Seite der schönen jungen Witwe hätte denken können; wenn schon der bloße Gedanke an eine solche Möglichkeit auf ihn wirkte wie ein brutaler Faustschlag gegen das Herz . . . denunzieren tat er trotzdem nicht.

Aber über dem Hin und Her, über Rede und Gegenrede war es doch fast zwölf Uhr geworden, als sich der Rittmeister endlich erhob, um sich zu verabschieden.

Die Marquise reichte ihm liebenswürdig die Hand zum Abschied.

„Noch einmal, Herr Rittmeister — dieser Monsieur Darragon darf nach Belieben sich auf Schloß St. Chamant als Gast fühlen. Wenn ich und wenn wir alle auch die letzten Gründe seines Wunschens nicht erkennen — wer weiß, wo da die Triebfedern liegen. Und daß er mit dieser meiner Erlaubnis keinen Mißbrauch treibt — ich bin überzeugt, dafür werden Sie und die andern Herren des Kavalerhauses schon Sorge tragen.“

„Gnädigste Marquise dürfen selbstverständlich ganz unbesorgt sein. Und nochmals meinen gehorhamsten Dank natürlich.“

Sie schüttelte leicht abwehrend den Kopf. Sie schien vollständig vergessen zu haben, daß ihre Hand noch immer in der des bayerischen schweren Reiters ruhte.

„Zu einem Dank liegt nicht die mindeste Veranlassung vor, Herr Rittmeister, da mit dem längeren Aufenthalt des Herrn Doktor Darragon ja Ihnen persönlich nicht der geringste Gefallen geschieht.“

„Uebrigens ein seltsames Gegenpiel — entsinnen Sie sich no chunerer letzten Promenade im Schloßpark? Damals erbat ich von Ihnen die Aufenthaltserlaubnis für einen neuen Gast auf St. Chamant — heut tun Sie es von mir.“ Er lächelte.

„Mademoiselle Barrel.“

„Die Kleine ist mir ein lieber Hausgenosse geworden, den ich nicht mehr entbehren möchte.“

Und der Rittmeister Brünnow darauf in geradezu phänomenalem Anflug von lebemännischer Gewandtheit:

„Gnädigste Marquise — ich gehe für Sie blindlings durchs Feuer. Aber ich bin trotz alledem und alledem doch nicht selbstlos und menschenfreundlich genug, um dem Doktor Darragon ein Gleiches zu wünschen.“

Haden, die Kirreid zusammenstiegen — eine militärisch knapp abgezielte und doch respektvolle Verneigung — an der Tür nochmals Hadenklappen . . . der Oberhard von Brünnow war gegangen. Der Kirrende Klang seiner Schritte verlor sich draußen im Treppenhause, versicherte und erlosch in den dicken Wänden.

Futta hatte diesem verklingenden Ton unwillkürlich nachgelauscht.

Nun wandte sie sich, den kleinen Salon wieder zu verlassen.

Aber sie tat es nicht. Sie trat ziellos ein paar Schritte dem Fenster näher, bis sie neben einem zierlichen Nokoloschreibtisch stand, dessen blinkende Platte übersät war mit altem Porzellan, grinsenden japanischen Figürchen und allerlei gefälligem Tand, allerlei bric-a-bracs, über die in müßiger Stunde vielleicht einmal das Auge wohlgefällig hinglitt.

Die junge Marquise war neben dem Schreibtisch stehen geblieben, schob dies und jenes der Nippesfächelchen hin und her, hob ein winziges geschliffenes, aus silberverschmücktem Rahmen herausprunkendes Spiegelchen in die Höhe, lächelte gedankenlos, stellte es wieder hin.

Sie trat vom Schreibtisch fort wieder in das Zimmer hinein — da stand der Sessel, in dem sie vorhin ihrem Gast gegenüber gesessen. Noch einmal ließ sie sich nieder.

Sie wußte nicht, was sie in diesem Raum noch suchte, wo draußen all die tausend kleinen Pflichten der Hausfrau warteten, wo zahllose alltägliche Dinge ihrer Anordnung und Entscheidung harreten.

Nichtigkeiten, die nicht des Achselzuckens wert waren und trotzdem Tag für Tag erlebigt sein wollten.

Deren Ruf hätte sie jetzt folgen müssen. Und tat es doch nicht, sondern saß in dem kofetten gebölkten seidenen Sesselchen, hielt die Hände im Schoß gefaltet, sah auf den Teppich unter ihren Füßen und ließ ihre Gedanken wandern.

Wie die Wildtauben, die man in langer unnatürlicher Haft gehalten und denen jetzt eine entschlossene, vielleicht barmherzige Hand den Verschlag öffnet.

Da flattert es denn heraus und stürmt wild und regellos übereinander und durcheinander — bis sich der Schwarm ordnet und in saufendem Zuge der Freiheit entgegenstrebt.

So war es auch mit den Gedanken, die hinter der Stirn der schönen jungen Witwe durcheinanderflatterten, hier einen Moment ausruhten, dort sich wieder aufmachten, hin- und herirrten und nicht Weg noch Ziel zu wissen schienen — bis sich das Gewirr ordnete, bis der rechte Weg wie von selbst gefunden war.

Jutta dachte an ihren verstorbenen Gatten. Oft hatte sie es getan, oft würde sie es vielleicht noch tun — und dennoch war es heut so ganz anders. Sie starrte auf das Gedächtnis des weiland Marquis René de St. Chamant wie auf ein liebes Bild, das man vor langen Jahren gekannt, das man aus dem Gesichtskreis verloren und das man nun plötzlich wiederfand. Vertraut ist es einem — und doch fremd. Weil in der Zwischenzeit die Phantasie, die Kupplerin des Gehirns und des Herzens, so manchen fremden Zug, so manche seltsame Tönung, so manche neue Einzelheit hineingetragen. Und wenn nun das Auge kontrolliert und all das liebenswürdige Beiwerk der Phantasie zerflattert — dann ist das wie eine leise herbe Enttäuschung, wie ein fremdes Gefühl des Nichtbegreifenkönnens.

So war es auch, als die junge Witwe heut ihres verstorbenen Gatten gedachte.

Nie eigentlich in diesen drei Jahren ihrer Witwen- trauer, wenn das Gedächtnis an den Dahingegangenen vor ihr aufwachte, hatte sie das Empfinden gehabt, als sei der Name René de St. Chamant nur noch ein Begriff, ein Phantom, das ängstlich gehätschelte Gedächtnis des Herzens.

Heut plötzlich wußte sie: — er ist ja tot! Er ruht seit endlosen drei Jahren in Erdbegräbnis derer von St. Chamant! Und was meine Augen an ihm liebten, was meine Hände zärtlich berühren konnten — das ist nicht mehr! Das ist längst vermodert und zerfallen!

Sie schauerte fröstelnd zusammen, als ihre Grübeleien sie zu solcher Erkenntnis geführt hatten. Sie wehrte sich dagegen. Sie wollte nicht hingeben, was sie all die Jahre als heimlichen Schatz tief auf dem Grunde des Herzens gehütet hatte. Es dünkte ihr Verrat am eigenen Leben, Undankbarkeit, Charakterlosigkeit.

Aber da wars plötzlich, als höre sie wieder die nachlässig schleppende Stimme Alphonse de Marjillargues, der ihr vor Wochen in ihrem Boudoir gegenübergeessen und lähl gelächelt und lächelnd sie gewarnt hatte.

Jutta — klammern Sie sich nicht an Schatten, opfern Sie Ihre Jahre nicht mehr dem wesenlosen Schemen eines zerronnenen Glücks!

Damals hatte sie ihn empört in seine Schranken gewiesen, hatte ihn mit kaltem Wort seines Weges geschickt — der doch solch ein Routinier des Lebens, solch ein unbestechlicher Verstandesmensch, solch ein vielgereister Wanderer durch den blinkenden Alltag des Lebens war.

Damals — ja.

Jetzt aber gab sie ehrlich zu . . . dies brutale Wort von dem Schatten, von dem Schemen eines zerronnenen Glücks — Wochen lagen dazwischen, daß einer es ihr spielerisch und doch überlegen hingeworfen; aber all die Wochen war dies Wort ihr nachgeschlichen wie ein aufdringlicher räudiger Hund, den kein Drohen, kein Schlag, kein Fußtritt fortzujagen vermag.

War ihr nachgeschlichen und stand auch jetzt vor ihr und sah sie stumm und unverwandt an. Fast körperlich fühlte sie es. Und hob die Hände und legte das Gesicht hinein und schloß die Augen und grübelte mit verhehten Sinnen:

„René — ich hab dich geliebt und du bist all die Jahre meiner Wittenschaft treu an meiner Seite gewesen und ich hab immer mit dir stumme Zwiesprache halten können . . . jetzt aber seh ich dich nicht mehr, jetzt bist du fern; und wenn ich verlangend und hilfessuchend die Hände nach dir ausstrecke, dann entziehst du dich mir.

„René — weshalb? — Woher mit einmal dies qualvolle Gefühl der Einsamkeit? Ist es, weil mit dem Tode deiner Mutter das letzte Band zerriß, das mich an den Namen derer von St. Chamant fesselte? Ist es, weil in mir wieder das deutsche Blut erwachte, weil mich deutsche Laute umgeben, weil deutsche Männer sich huldigend über meine Hand beugen? Bin ich dir untreu geworden, René

de St. Chamant — und wußte es nicht, und wollte es nicht und hab es doch getan?“

So sah sie und wußte nicht, das rechts und links neben ihr zwei finstere reckenhafte Gesellen standen:

Die Vergangenheit, der sie verstört nachgrübelte — die Zukunft, vor der sie erschauernd die Augen zu schließen suchte . . .

Die heilige Glocke ihres Herzens aber läutete in dieser Stunde der Angst und Not einen Feiertag für sie ein . . . eine neue Zukunft, eine neue Jugend, ein neues Glück im alten Vaterland.

*

Endlos die Nacht, die diesem Tage folgte. Dualvoll langsam reihete sich Stunde an Stunde. Und fast wollte sich die Angst ins Herz schleichen, ob diese Nacht denn je ein Ende nähme.

Mit einem Aufatmen der Erlösung begrüßte die arme kleine Marguerite Barrel daher das erste sahle Frühlicht, das sich durch einen schmalen Spalt der Vorhänge hindurchdrängte, ober am Plafond des Zimmers sahle graue Schlagschatten warf.

Sie hob den Kopf aus zerwühlten heißen Kissen, stützte ihn in die Hand, sah zu, wie sich aus dem zerflatternden Halbdämmer des jungen Tages allgemach die Konturen der Möbel scharfer und scharfer herausarbeiteten. Mit müden Augen sah sie darauf hin, müd atmete sie.

Sie grübelte nicht mehr, sie hatte keine Wünsche mehr, keine Gedanken, keine Hoffnungen — vielleicht auch nicht mehr Schmerzen.

Die kleine Marguerite Barrel hatte in dieser Nacht einen bitter schweren dunklen Leidensweg zurückgelegt — jetzt stand sie am Ziel. Und dies Ziel bedeutete — das tote leere Nichts; den Zusammenbruch aller Pläne und Glücksmöglichkeiten; den kläglichen Schiffbruch am öden Gestade menschenleerer Einsamkeit.

Nun wollte sie nichts mehr vom Leben — nun lag sie müd und still und hielt den Kopf in die Hand gestützt und hörte unwillkürlich auf das matte schwere Schlagen ihres Herzens.

Nicht mehr für Alphonse de Marjillargues schlug dies Herz — nicht mehr für Frankreich — kaum noch für sich selbst.

In der stidig dumpfen Einsamkeit des jungen Morgens sanken die Minuten, reiheten sich aneinander, wurden zu Viertelstunden.

Und noch immer lag Marguerite Barrel apathisch in den Kissen und starrte vor sich hin — bis plötzlich ein scharfes, fast schmerzhaftes Aufzucken ihren Körper zusammenschloß.

Unten vom Ehrenhof des Schlosses her kam das rasende Knattern eines angelurbelten Motors herauf. Mit fast schneidender Schärfe drängte es sich hinein in die weiche verträumte Morgenfrühe.

Marguerite Barrel hatte den Kopf in die Kissen vergraben und sich die Ohren zuhalten mögen — und stand doch auf und warf den Schlafrock über und trat zum Fenster.

Und gerade, als sie die Vorhänge ein geringes beiseite schob, schoß unten aus dem Portal des Schloßhofes ein langer schmalgebauter Kraftwagen heraus, gewann in windende Fahrt die Chaussee, brauste davon.

Vorn am Steuer der Chauffeur — rückwärts im Fond des Wagens Alphonse de Marjillargues. Marguerite Barrel hatte ihn erkannt, trotz der gelben Lederlappe; trotz der Autobrille; trotz des weiten gelben Staubmantels.

Alphonse de Marjillargues hatte, ohne sich zu verabschieden, vor Tau und Tag St. Chamant verlassen. Allein. Denn sein Freund, der Doktor Darragon, hatte nicht neben ihm gefessen, als der Wagen die Pariser Chaussee gewann.

Marguerite Barrel stand reglos und starrte noch immer auf die Chaussee, als der Gopferdige Brasier schon längst in den golddurchglüherten Nebeln der aufsteigenden Morgensonne verschwunden war.

Alphonse de Marjillargues hatte Schloß St. Chamant verlassen — Alphonse de Marjillargues hatte seine kleine Marguerite Barrel verlassen, die doch einstmal seine Frau werden sollte.

Hatte beides verlassen — heimlich, herrlich, ohne Abschied.

Rientals würde er wiederkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Totenkopf.

Von Wilhelm Stolzenburg.

(Nachdruck verboten.)

I.

Im Absteigequartier schliefen ausschließlich nur Beschäftigungslose und Abenteurer. Hin und wieder brachten die von Alaska einlaufenden Dampfer reich gewordene Goldgräber, die jedoch, nachdem sie sich einigermaßen von ihrer Verwirrung erholt hatten, verschwanden. Ich liebte meine Unterkunft: O, diese Fernsicht auf den Hafen von Vancouver, auf die westwärts über den Hafen wachsenden kolossalen Löwenberge! Die frischen Vormittage am Pazifik verbrachte ich im Anschauen der wilden westlichen Natur. Nachmittags schlenderte ich in den silbergrau leuchtenden Straßen der Stadt herum, oft ohne einen Cent in der Hand, nicht sorglos, und immer sehr hungrig. An diese Tage zurückdenkend, quält mich noch heute die Angst, die Beklemmung, die sich meinem taumelnden Bewusstsein beim Auslösen der letzten Zigarette vor dem Bankrott mitteilte.

Wenn ich abends von meinen, den bellenden Hunger beschwichtigenden Gängen nach der Unterkunft zurückkam, fand ich meist die Tür verriegelt: der Manager, der sie besetzt hielt, lud mit einer demütigen Handbewegung zur Andacht ein. In dieser Handbewegung scheiterte jeder Reuling, sie wies, so unbeholfen sie war, ohne Umstände in einen schmutzigen Saal, der irgendwo in der Richtung der erbarmungsreichen Geste gelegen war.

Eines milden Abends fand ich zwei Stuhlreihen vor dem mit bunten Papierschnitzeln behängten Podium-Platz. Einige Frauen und Männer waren eben dabei, die gelben Zupfinstrumente zu einer ungenauen Harmonie zu stimmen, als ein Mann eintrat, der meine Aufmerksamkeit im höchsten Maße in Anspruch nahm. Ich muß für Augenblicke abblenden.

Nein, ich war noch nicht genügend gewesen, die Schlafgelegenheit mit etwa achtzig Durchdurchgerüttelten zu teilen. Ich war es nicht gewohnt, mein Eigentum nachts unter dem Kopfkissen verborgen zu müssen, nur um die wenigen Habeligkeiten morgens vollständig wiederzufinden. Ich war es nicht gewohnt, die Träume und Phantasien anderer Menschen auf mich zu nehmen, nur um sie andern Tags mit der unbarmherzigen Last der eigenen zu büssen.

Der Mann erregte meine Aufmerksamkeit im höchsten Maße. Er hatte von den Genossen den Beinamen „der Totenkopf“ bekommen, weil er nachts mit einem Totenkopf jonglierte, und zwar so stark, daß alle im Schlaftaak Befindlichen deutlich das klatschende Aufschlagen des in den verdunkelten Händen des Jongleurs tanzenden Kopfes vernehmen mußten, nicht eingerechnet Polster und Springen des hin und wieder auf den Boden fallenden Kopfes. Ein unansehnlicher häßlicher Mann von etwa vierzig Lebensjahren kam oder glitt in das Lokal. Woher erkläre ich mir die Gewißheit bei dem Eintreten dieses Mannes, daß er der Totenkopf sei? Ich will jetzt, wo die Erzählung dringlich wird, dem Rätsel nicht mehr nachspüren; aber ich verwerfe den Einwand, daß der Mann mir die Gewißheit Auge in Auge suggeriert hat. Dem ist nicht so!

Meine Besorgnis, daß der Mann sich auf den im Augenblick freien Stuhl an meiner Seite niederlassen würde, erfüllte sich nicht. Der Totenkopf nahm an der Längswand des Saales Platz, und zwar so, daß er nicht unbedingt genötigt war, die Vorgänge auf dem Podium zu beobachten. Ob es ein Zufall war, daß er gerade unter das an der Wand befindliche Kreuzifix zu sitzen kam, wage ich nicht zu entscheiden, meine Vermutung spricht sich gegen einen Zufall aus. Wie dem auch sei: mich beunruhigte plötzlich die Tatsache, daß der Mann es mit einem Male darauf abgesehen schien, sich nur mit mir zu beschäftigen; er ließ kein Auge von mir. Erst der Beginn der Gebetsstunde lenkte ihn für Momente von mir ab.

Der dumme Kerl auf dem Podium, der tagsüber die Affären eines Aufsehers, jezt aber die eines Richters über uns einnahm, sprach vom Adel der Arbeit; dieser Mann, der schlecht, ein Faulenzer und ein Dumy war. Den Musikanten kannte ich schon: er lernt die Traktätschen spitzbübiger Sekten bis auf den Schlupfwinkel aus dem Kopfe fertig herjagen, — genug davon.

Als der Kerl plärrte: „Geseichnet ist jeder, der Gold des Goldes wegen nimmt, — geseichnet wie ein Totenkopf!“ — geschah dieses:

Der unter dem Kreuzifix Sitzende war aufgesprungen und sagte oder schrie: „Salt, Bill, der Totenkopf bin ich. Sag schon was Stärkeres oder Schweige. Du langweilst (mit einem breiten Grinsen und einer grandiosen Geste zu uns) diese Gentlemen. Well, du weizt, wie Gold des Goldes wegen genommen wird; ständest sonst nicht hier und löst uns den Hals voll. Nach, daß du fort kommst, Betrüger!“

Nichts ist den frommen Lumpen peinlicher, als die Störung ihrer salbadernden Gebetübungen. Zur Wiederherstellung des verlorengegangenen Heiliggewichts stimmte das erschredete Quinnett im Augenblick ein Heilsamteegewäch an. Ein Teil der Versammlung sang gedankenlos mit.

Als die „Erbauung“ auf diese Weise glücklich zu Ende geführt war (Bad weiß sich zu helfen), trat im Aufstiege zum Schlaftaak der Totenkopf an mich heran. „Soviel werden Sie doch als Fremdling verstanden haben,“ redete er mich an, „daß unter diesen

II.

Leuten Schule zu machen ist. Wenn Sie hier lernen, werden Sie Ihre Erwartungen auf hübsche Erfolge ausbauen können. Ja, ich behaupte, daß Sie diese Leute mit der Zeit noch um ein Erledliches übertreffen werden. Well, bis morgen!“

Ich gestehe, daß mich der eigentümliche Mann mächtig anzog. Ich beschloß sogar, ihn am nächsten Morgen unter irgend einem Vorwand anzusprechen. Mit diesem Voratz, und sehr befriedigt von dem Vorgefallenen, legte ich mich schlafen.

Beim Erwachen eine Ueberraschung: der Totenkopf war auf und davon, verschwunden. Die Tatsache seines Ausbruchs wurde von den Insassen des Quartiers mit einer überhöhenen Genauigkeit vernommen und weitergegeben.

Mittags sprach der Manager mich auf der Treppe an: „Well, wenn Sie wollen, habe ich Arbeit für Sie... Die „Empress of Ireland“ sucht einen Hilfs-Steward.“

Ich mußte; goddam... Eine halbe Stunde später meldete ich mich auf der „Empress of Ireland“.

Schiff und Ladung waren für Alaska bestimmt. Während der Arbeitszuteilung hatte ich Visionen von Yukon, Mount No Rinken, von Goldgräberzügen...

Gegen Abend fuhren wir. Als das Schiff den Stanley Bark hinter sich ließ, wollte ich in einer Anwandlung von Dankbarkeit der Stadt zum letzten Male... Der unsentimentale Küchenschef verhinderte es.

Kabine 13 wird von einem Manne bewohnt, welcher die Reise nach Alaska zum soundvierten Male macht,“ beehrte mich der Bosk. „Dieser Mensch reist, wenn er mit der Kultur unzufrieden ist, in die Wildnis zurück; lange scheint er es draußen allerdings nicht auszuhalten. Diesen Mann wirst Du bedienen! Wenn es Dir gelingt, ihn zufrieden zu stellen, bist Du all right; mehr sage ich nicht.“

Der Bewohner von Nummer 13 war der Totenkopf.

Ohne von ihm (wie mir schien) beachtet zu werden, verrichtete ich meinen Dienst. Mit dem Näherkommen des Zieles jedoch wurde er mairisch, wenn auch nicht unverträglich. Auch bemerkte ich jezt, daß ihn eine heftige Unruhe besiel, wenn er allein war; er lief dann wild und aufgeregert auf Deck herum, um plötzlich in der Kabine zu verschwinden. Dort hörte ich ihn einmal laut und schmerzlich stöhnen.

Den Tag vor unserer Ankunft in P. R. hatte ich den Eindruck, daß er mich zu sprechen wünsche; ich sah, daß er mich beobachtete, mich scharf ansah, wie man den ergründen möchte, dem man ein Geheimnis anvertrauen will.

Am Abend geschah folgendes:

Der Totenkopf, der seit geraumer Zeit alle meine Bewegungen aufmerksam verfolgt hatte, stellte mich endlich mit den Worten: „Hören Sie!“

Wenn Sie frei sind, erwarte ich Sie in meinem Salon. Ich habe mit Ihnen zu sprechen... Gehen Sie!“

Nach Ablauf einer Stunde klopfte ich bei ihm an.

„Keine Umstände!“ rief er, „Treten Sie ein!“

Nachdem er mir mit vollendeter Höflichkeit einen Sessel zugeschoben und mich gebeten hatte, seinem Whisky zuzusprechen, schloß er vorzüglich die angelehnte geliebene Kabinentür.

„Mein Name ist Joe Brighton“, sagte er, „ich ziehe ihn dem anderen, den Sie kennen, vor. Hören Sie!“

„Ich reise zum fünften Male nach Alaska. Ich weiß nicht, welche Zwischenfälle meine Reise ins Innere des grauenhaften Landes an oder auch schon vor dem Ziele aufheben oder in Frage stellen werden. (Sie kennen Alaska nicht!), — ob ich auf der trail, auf einem Gleisler, auf einem wirlpool oder auf dem Galde meinen Hals breche; da ich für nichts stehe und den Ausgang nicht lenne, will ich vor dieser vielleicht letzten Fahrt endlich die Gewißheit haben, ob ich schuldig bin. Unterbrechen Sie mich nicht! Hören Sie mich ruhig an! Vielleicht ist die Geschichte die selbstverständlichste von der Welt, vielleicht nicht... Machen Sie es sich bequem.“

„Lieben Sie zu liegen, well, so legen Sie sich nieder. Ich werde mich jedenfalls niederlegen. So!“ Damit ließ er sich inmitten der Kabine auf den Boden nieder.

„Sie sind lange genug im Lande, um die Geschichte jener arabischen Goldgräberkatastrophe von White Horse zu kennen. Well, ich gehörte zu den Unglücklichen, die mit erfrorenen Händen den vereisten Paß ersteigen wollten; das Gepäc aber warf einen nach dem anderen zu Tal. Verschmetzte Körper versuchten immer wieder den Aufstieg. Kämpfe Mann wider Mann, Kämpfe des Wahnsinns und Deliriums räumten fürchtbar unter uns auf. Well, es war ein Kampf ums Leben!“

„Hören Sie weiter!“

„Als ich als Erster den Paß ersteigen hatte, als ich als Erster in Sicht war, schrie einer der Gefährten, war's Wahnium, daß oder Vergeltung: „Star-te als Totenkopf!“ Gleich darauf stürzte der Schreier ab; aber ein entsehlisches Gebeul von hundert Stimmen: „Star-te als Totenkopf!“ verfolgte mich noch jenseits des Passes.“

Niemand in der Zivilisation kennt mich, niemand hat auch nur eine Ahnung, wer ich bin; aber wo ich gehe und wo ich stehe, rufen die Sichtbare und Unsichtbare das Schreckenswort: „Der Totenkopf!“

Beantworten Sie mit einer Frage: Besteht die Möglichkeit, daß von seiten getrennt von uns lebender Menschen eine geistige Verfolgung wider uns satanisch eingeleitet und betrieben werden kann, an der wir notwendig zugrunde gehen müssen? ... Er sah mich starr, dann seltsam lauernd an.

Ich antwortete, daß ich Beeinflussung fremder Kräfte allerdings des öfteren verspürt, daß ich diese, da ich sie auf Auto-suggestion zurückführe, jedoch beharrlich durch verstärkte Indolenz unschädlich gemacht hätte.

„Diese satanischen Verfolgungen gibt es“, sagte er. „Hören Sie weiter.“

Nach entsehligen Strapazen stieß ich auf Gold. Ich erspare Ihnen die Aufzählung der technischen Details der Goldgewinnung, die interessieren Sie doch nicht. Jedes Rouget, das ich fand, halte die Form und den Ausdruck eines Totenkopfes ... In jedem Sieb, das ich schüttelte, rollten Köpfe.

Trinken Sie, breunen Sie sich eine Zigarette an!

Wenn ich meinen Spaten in den Sand stieß, schnellte er zurück; er war auf Widerstand gestoßen ... Köpfe!

Meine Lagerstätte rollte nachts von rechts nach links, von links nach rechts — wie auf Kugellagern. Wenn ich mich erhob, fiel ich ... Mich schau — Totten Köpfe ...

Trinken Sie, trinken Sie doch ... Die Funken von den knisternden Holzscheiten wirbelten als Köpfe.

Entsetzt war ich ausgeprungen. — —

„Mister Brighton“, sagte ich, „wenn Menschen leben, die in bösem Sinne über uns Macht gewinnen, dann wird auch ein ge-rechter Wille gejagt haben, daß Menschen sind, die mit der launten und edeln die böse Macht der andern treffen und entwasfen ...“

In diesem Augenblick wurden draußen Stimmen laut.

„Man sucht Sie,“ sagte der Totenkopf, „gehen Sie, unser Ge-spräch ist ohnehin zu Ende. Wohl hebt „Gut“, „Böse“ auf, aber ich selbst muß das Gute wollen. Ich tat das Böse, als ich über den Schrei der Stürzenden zum Golde ging. Der Fluch ist nicht in den Wind gesprochen, denn einer starb, um die Vollstreckung leben zu können. Was wissen Sie, der Sie gewohnt sind, in Städten zu leben, von der Ehrlichkeit vegetativen Hasses ... Gehen Sie jetzt, man ruft zum zweiten Male ...“

Der Pool Room von R. P. mußte andern Tages gegen sieben Uhr abends geschlossen werden. Ein neu zugereister Goldgräber hatte mit gipfeln Billardbällen eine Gruppe Poolspieler bombardiert; diese hatten in der Notwehr zum Browning gegriffen. Wer der Tote war, erfuhrten wenige. Ohne sonderliche Zwischenfälle ist er begraben worden.

Vermischtes.

Der Streit um Hindenburgs Mühe. Eine eigen-tümliche Streitfrage, die unlängst die Gemüter junger schwedischer Rekruten in Velsingborg erhitzte, hat, wenn man dem Aftonblad Glauben schenken darf, durch ein vom Generalstabschef Ludendorff unterzeichnetes Telegramm in lebenswürdigster Form ihre Lösung gefunden. Die jungen Soldaten entdeckten nämlich bei der Durch-sicht illustrierter Zeitschriften in einem Gasthaus eine Photographie, die Generalfeldmarschall Hindenburg mit seinem Generalstabschef am Arbeitstische darstellte. So weit war alles klar, aber nun be-laud sich auf dem Arbeitstisch zwischen den beiden Deereführern eine Mühe, die alsbald zum Gegenstand erregtester Diskussionen wurde. Die Frage, ob die Mühe Hindenburg oder Ludendorff gehörte, wurde mit immer wachsender Leidenschaftlichkeit erörtert, und der Wortstreit zwischen den beiden feindlichen Parteien drohte in Tät-lichkeit auszuarten. Da befristigte der Vorschlag einer direkten, sehr höflichen Anfrage bei Hindenburg mit einem Schlage die auf-geregten Gemüter. Nach einer Woche bereits traf die folgende telegraphische Antwort Ludendorffs ein: „Die Mühe gehört natür-lich Hindenburg. Meine Frau sagt, daß ich keinen so großen Kopf habe. Uebrigens besten Dank für die Aufmerksamkeit. Trinkt auf meine Kosten ein Glas Schaumwein. Die Liquidation folgt nach Friedensschluß.“

Die vororaliche französische Tabakregie. Daß die von der französischen Regierung als Monopol hergestellten Waren, wie Zigaretten, Tabak und Streichhölzer, mancherlei zu wünschen übrig lassen, war schon im Frieden eine allgemein be-kannte Tatsache. Neu aber ist es, daß die französische Tabakregie sich im Kriege entschlossen hat, die Soldaten mit ebenso sinnreicher wie praktischer Vorsorge zu erfreuen. In den von der Tabakregie hergestellten Tabakpaketen fand man nämlich in letzter Zeit ver-schiedene, nicht gerade zum Tabak gehörige Gegenstände, wie alte, verrostete und verbogene Haarnadeln. Das Blatt L'Oeuvre, dem ein Tabakpaket mit solch überragendem Inhalt von der Front zu-gesandt wurde, meint, daß die Entrüstung über eine derartige Un-achtsamkeit nicht am Plage sei. „Denn nach reiflicher Ueberlegung ist die Frage, warum die französische Tabakregie Nadeln in ihre Pakete steckt, sicherlich einzig und allein damit zu beantworten, daß

hier eine gemütvollte Vorsorge zum Ausdruck kommt. Gegner der Regierung behaupten mit Unrecht, daß dies nur der Gewohnheit der Tabakregie entsprich, ihre Pakete mit allem zu füllen, nur nicht mit Tabak. Wir aber glauben als gute Patrioten, daß diese Nadeln erstens in dem Empfänger süße Erinnerungen erwecken und daß sie zweitens als praktischer Pfeifenreiniger dienen sollen! ...

Der beste Zeitungstitel für die Fahrt der „Deutschland“. Bekanntlich wird der Kunst, sensationelle Er-eignisse mit einer möglichst sensationellen Zeitungsoberschrift zu versehen, am meisten von den amerikanischen Blättern gebührt, die bei solchen Gelegenheiten wahre Wettkämpfe veranstalten, um sich gegenseitig zu überbieten. Als nun die ganze Welt durch die Ankunft des Handels-U-Bootes „Deutschland“ in Baltimore über-rascht wurde, war die besagte Titelstange erklärlicherweise von be-sonderer Wichtigkeit. Nach Ansicht der Amerikaner schoß in diesem Falle die „New York World“ den Vogel ab, indem sie über die erste Nachricht in Riesenbuchstaben die fünf Worte legte: „Out ab vor Jules Verne!“ Die „Daily News“ aber, die dies berichten, wollen auch nicht zurückstehen und erklären darum, sich einen noch kürzeren und treffenderen Titel ausgedacht zu haben, nämlich die drei Worte: „Deutschland unter alles“. Wobei das sinnige Londoner Blatt sicherlich nur sagen will, daß die „Deutschland“ als erstes Handelschiff unter Wasser gefahren sei. Eine Tatsache, der wir nicht zu widersprechen brauchen!

Büchertisch.

— Maupassant: Der Horla, Das Loch, Die Taufe, Dinkel Julius, Miß Harriet, Denis. Das ist der Inhalt von Nr. 33 der „Weltliteratur“, die die besten Novellen und Romane aller Zeiten und Völker bringt. Verlag der „Weltliteratur“, München 2, Färbergaben 24.

— Der „Atlas zum Kriegsschauplatz 1914/16“, den das Bibliographische Institut in Leipzig unter besonderer Ver-rückfichtigung der gegenwärtigen Kriegslage aus 21 Haupt- und 8 Nebenkarten aus Meyers Konversations-Verikon“ zusammen-gestellt hat, ist jetzt in 15. Auflage erschienen. Die Karten sind reich-haltig, übersichtlich gezeichnet, mit Gebirgsdarstellung versehen, klar in der Farbengebung und zuverlässig. Der Atlas enthält eine Uebersichtskarte von Europa und Karten der russischen Dissee-provinzen, von Westrußland und Galizien, Ostgalizien und seinen Grenzgebieten, von Mittelrußland und dem Schwarzen Meer, er zeigt die Balkanstaaten, Elsaß-Lothringen, Nordostfrankreich und Belgien, den französisch-belgischen Kriegsschauplatz, deren Haupt-kampfbiete in klaren und in großen Maßstäben gehaltenen Sonder-karten von Verdun und vom Oberelsaß, ferner von Westlandern und der Champagne, vom Argonner Wald und von der Boeore vor Augen geführt werden. Es folgen Karten der Nordsee und Großbritannien, der italienisch-österreichischen Grenzgebiete, des Südtiroler Grenzgebietes, der Länder des Mittelmeeres, von Vorder-asien, vom Nil-Delta, vom Suezkanal und eine Weltkarte mit den Kolonien.

— Bong's illustrierte Kriegsgeschichte „Der Krieg 1914/16 in Wort und Bild“. 87.—89. Heft. (Preis je 30 Pfennig.) Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W. 57, Potsdamer Straße 88.

— Mathematische Spiele. Von Dr. W. Ahrens. „Aus Natur und Geisteswelt“, Sammlung wissenschaftlich-gemein-verständlicher Darstellungen. Band 170. (V und 114 S.) 8. Gebestet M. 1.—, gebd. M. 1.25. Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1916. 3. Aufl.

— Kriegsteuergesetz vom 21. Juni 1916 und Besitzsteuergesetz vom 3. Juli 1913. Erläutert von Pro-fessor Dr. jur. Fritz Stier-Somlo. Im Anhang: Gesetz über vorbereitende Maßnahmen zur Besteuerung der Kriegsgewinne vom 24. Dezember 1915 nebst den Ausführungsbestimmungen des Bundes-rats vom 27. Januar 1916 und Preußens vom 11. Februar 1916. Verlag von Franz Bahlen in Berlin W 9, Vinkstraße 16. Preis gebunden 6 Mark.

Logogriff.

Wassergespens! ohne Perz, du lebstest mit „e“ in den Sagen, Aufklärung nennt dich noch heut' ebenso, aber mit „g“.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Kreuzrätsels in voriger Nummer

R S O
h c b
a h e
R h a b a r b o r
S c h a l u p p s
O b o r u r s o l
b p s
e p e
r e l